
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1902. * №21.

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Mißgönnen Sie den armen Leuten den Tabak?" fragte Fräulein Marianne Obermeyer kurz und schneidend.

„Nein," entgegnete Giuliano. „Aber sobald sie merken, daß Sie mitleidiger mit ihnen sind als die übrigen, werden Sie sie nicht mehr los."

Das Haus, in dem Marini wohnte, war sozusagen eine moderne Ruine, wie man sie in den neuen Vierteln von Neapel und Rom so häufig sieht, nämlich ein Neubau, den die Bankrisis, welche diese Städte vor einigen Jahren heimsuchte, vor der Vollendung überrascht hatte. Das Haus war noch nicht fertig gewesen, als plötzlich die Geldgeber, die Banken, falliert hatten, und so mußte man sich begnügen, das, was fertig war — im vorliegenden Fall das Parterre und das erste Stockwerk — so gut es gehen wollte, in wohnlichen Zustand zu bringen, damit der Bau doch wenigstens etwas einbrachte. An den Räumen im Erdgeschoß, die eigentlich zu Läden hätten eingerichtet werden sollen, waren keine Thüren, wahrscheinlich weil der Zimmermann nicht weiter geborgt hatte. So waren die Thüröffnungen oberflächlich mit Brettern verschlagen. Die Leute, die um wenig Geld hinter den Brettern wohnten, waren sicher davor, daß man ihnen nichts stahl — sie hatten nichts. Nur das erste Stockwerk war einigermaßen wohnlich. Im zweiten Stockwerk standen nur die Ringmauern, und von oben blaute der Himmel herab, weil kein Dach darauf lag. Die Bewohner waren das traurigste Gesindel, das man sich denken konnte, Gänge und Treppen waren bedeckt mit Schmutz und Gemüseabfällen. Ein halbes Dutzend verlumpter Weiber standen neugierig herum und sperrten den Mund auf, als die Droschke dort hielt. Kreischende Stimmen tönten aus dem Hause.

„Was hat das Püppchen Naseweis zu jammern? Wegen zwei lumpiger Finocchi,*) die noch nicht einmal einen Soldo kosten? Weiß ich etwa, wo sie hingekommen sind? Soll ich sie etwa gestohlen haben?" klang eine freche, keifende Frauenstimme.

Dann hörte Giuliano die Stimme Peppas. Das Herz drohte ihm vor Angst still zu stehen. Seine Kehle war trocken, und sein Atem ging stoßweise. Er hatte wohl manchmal gefürchtet, daß ihre Armut und ihre neue Umgebung schädigend auf sie einwirken könne, aber so realistisch, so drastisch waren ihm die Umstände nie erschienen, als sie sich nun in Wahrheit zeigten.

„Ich habe die Finocchi vor kaum einer halben Stunde gekauft," rief Peppa beleidigt, „und jetzt liegen die Schalen davon in Ihrer Stube. Ist da nicht klar, daß Sie sie genommen haben?"

„Ei was. Sie sind eine alberne Gans. Als ob es nicht mehr Finocchi auf der Welt gäbe als Ihre zwei dürren, elenden Dinger."



Das Unwetter in Berlin: Die Yorkstraße unter Wasser. (S. 163)
Nach einer Photographie von H. Rudolphy in Berlin.

„Es waren sechs schöne, frische Finocchi."

„Meinethalben zehn. Was geht's mich an, Sie dumme Person? Wer weiß denn auch, wo Sie sie her haben, Sie — —? Das kennen wir schon. Mir machen Sie nichts vor — —"

Eine kleine blecherne Oellampe in der Hand, stand Peppa zornrot auf dem Treppenabsatz. Es schien, als wenn sie die Lampe der wüsten Person, die in so gemeiner Weise auf sie schimpfte, an den Kopf werfen wollte. Plötzlich aber blieb sie starr stehen und blickte auf den dunklen Schatten, der soeben in den Hausflur eintrat. Ein leiser Schrei entfuhr ihren Lippen, und die Lampe fiel klirrend auf die Steinstufen.

„Giuliano!" rief sie erschrocken.

Es wurde finster in dem Flur, nur aus einer der Stuben im Erdgeschoß fiel ein schwacher Lichtschein. Giuliano sah, wie sich Peppa an der Mauer hielt, um nicht zu fallen.

„Peppa," rief er und schritt rasch auf sie los, „was ist dir? Kennst du mich nicht? Ich bin's, Giuliano! Sei auf der Hut. Ich bin nicht allein."

„Was — was willst du?" stammelte sie.

„Ich muß mit deinem Vater sprechen. Ist er da?"

„Was willst du von meinem Vater?"

„Hier ist ein Herr, ein Fremder, der die Villa Marini mieten will."

Peppa stand schwer atmend an der Treppenmauer. Er hatte ihre Hand gefaßt. Es war noch die kleine, warme Hand von früher, aber sonst war alles, alles so ganz anders. Sogar die Stimme schien von ihrem früheren kindlichen Schmelz eingebüßt zu haben. Es ging ihm ein Stich durchs Herz, wenn er daran dachte, welche Verwandlung sich teils schon vollzogen hatte, teils noch vollziehen würde.

„Du kommst von Santina?" stieß sie wild hervor.

„Nein!" sagte er rasch. Er wußte selbst nicht, weshalb er ihr nicht sagen wollte, daß er dort war, aber ein instinktives Gefühl hielt ihn ab. „Wir sprechen nachher mehr, Peppa. Da sind die Fremden," fügte er flüsternd hinzu, „mache Licht und führe uns zu deinem Vater."

---

*) Finocchi sind Fenchelknollen, welche die armen Leute in Neapel ihrer Billigkeit wegen als Ersatz für Früchte gern verwenden.

„Herr Graf!“ rief Obermeyer hinter ihm, als ob ihm die Finsternis, das Geflüster und die seltsame Umgebung unheimlich geworden wäre.

„Versprich mir —“ flüsterte Peppa rasch.

„Was du willst, nur laß uns jetzt mit deinem Vater sprechen. Vielleicht können wir ihm nützlich sein. Deshalb sind wir ja hier,“ antwortete Graf Giuliano, zog ein Zündhölzchen aus der Tasche und steckte die Lampe wieder an. Auch Fräulein Marianne war in den Hausflur getreten und stand hinter ihrem Vater. Sie schien sich zu fürchten.

Peppa überflog die Fremden rasch mit ihren Blicken. Dann stieg sie vor ihnen die Treppe hinauf.

„Kommen Sie,“ sagte sie kurz, fast gleichgültig.

Fräulein Obermeyer rümpfte das Näschen, besah sich argwöhnisch die Treppe, raffte ihr Kleid vorsichtig hoch, endlich fragte sie aber ihren Vater doch: „Kann ich nicht unten bleiben?“

„Warum nicht gar!“ antwortete dieser. „Hier mußt du in meiner Nähe bleiben.“

Das mochte die junge, etwas verwöhnte Dame einsehen, und so entschloß sie sich, die Treppe in Angriff zu nehmen. Peppa stand schon oben und leuchtete herunter. Das schien ihr aber schließlich zu langweilig zu werden. Die Fremden waren auch gar zu zimperlich und langsam, und so drehte sie sich kurz entschlossen um und überließ sie ihrem Schicksal auf der finsteren Treppe.

Gleich darauf erschien aber Marini selbst und geleitete die Fremden in sein Zimmer im ersten Stock.

Das Zimmer sah nicht unähnlich einem Antiquitätenladen aus. Marini hatte nämlich darin alles zusammengestellt, was er aus seinem Schiffbruch hatte retten können und dürfen, und dieser bunte Krimskrams, diese Ueberbleibsel eines früheren Luxus stachen gegen die nüchtern getünchten Wände, gegen den gepflasterten, da und dort wieder lückenhaft gewordenen Fußboden auffallend ab.

„Welch liederliche Wirtschaft hier!“ sagte Fräulein Marianne auf deutsch zu ihrem Vater. Sie war ja sicher, von den Italienern nicht verstanden zu werden.

Marini war noch der Alte, und während man mit ihm das Geschäft besprach, wegen dessen man hierher gekommen war, bedauerte er in einem fort, die Herrschaften nicht so empfangen und bewirten zu können, wie sich das nach seiner Ansicht gehöre, und wie es ihm Bedürfnis sei. Er hielt aber alles das für ein Provisorium, das sobald wie möglich wieder einer standesgemäßen Einrichtung Platz machen werde und müsse.

Freilich mußte sich jeder, der die Verhältnisse und besonders Marini selbst genauer kannte, sagen, daß Marini sich niemals wieder aus eigener Kraft emporarbeiten werde, solange er lebte, wenn ihm nicht ein Wunder zu Hilfe kam. Nur er selbst sah das nicht ein, faselte von dem Unverstand seiner Gläubiger, die sich durch ihre drängende Hitze ins eigene Fleisch schnitten, daß durch die Hast, mit der er seines Eigentums entäußert worden war, alles entwertet worden sei, daß das Gericht keinen Schuß Pulver wert sei, und was dergleichen mehr war.

Peppa stand während der ganzen Zeit der Verhandlungen stumm und bleich in einer Ecke und beobachtete unausgesetzt den Grafen Giuliano. Die neugierigen Blicke der jungen Dame, die mit ihm gekommen war, beachtete sie nicht. Es schien sogar, als ob es Fräulein Marianne angenehm gewesen wäre, mit dem schönen, jetzt freilich etwas unsalonmäßig aussehenden Mädchen zu sprechen, aber Peppa stand unnahbar, den Kopf in die Hand, den Arm auf eine Vase gestützt, und hielt das dunkle, finster blickende Auge auf Giuliano gerichtet.

„Wo ist Mario?“ fragte Giuliano sie endlich.

„In Portici,“ antwortete Peppa finster.

„Aber er wohnt doch hier?“

„Ja. Er muß bald kommen.“

Giuliano hätte ihn gern gesprochen, um ihm etwas Geld zu geben, denn das sah er wohl klar genug, daß hier die Soldi knapp waren; wenn sich sogar Peppa wegen einiger armseligen Finocchi mit den Hausbewohnern zankte! Aber Marini wollte er das Geld nicht anbieten, und Peppa hätte es ihm vermutlich ins Gesicht geworfen, wenn er gewagt haben würde, ihr solches anzubieten. Außerdem hatte er selbst nicht viel. Sein Vater hielt ihn streng; mehr als fünfzig Lire konnte er im Augenblick nicht entbehren. Aber diese hätte er Mario gern gegeben, damit wenigstens das Aeußerste, der Hunger, abgewendet werden konnte.

„Ich komme morgen abend wieder,“ sagte Giuliano zu Peppa, „hoffentlich sehe ich dann Mario.“



Dr. A. Kuyper, niederländischer Ministerpräsident. (S. 163)

„Und dann?“ fragte sie.

„Ich muß mit ihm sprechen.“

„Wozu?“

„Je nun, du wirst dir doch wohl denken können, daß ich unter solchen Umständen einmal mit einem alten Kameraden sprechen möchte.“

„Komm morgen früh.“

„Ich kann nicht. Weißt du nicht, daß ich seit vierzehn Tagen schon in Aversa stehe?“

„In Aversa?“ antwortete sie erstaunt. „Du warst also in dieser ganzen Zeit nicht in Neapel?“

„Nein.“

Sie faßte rasch seine Hand. Ein sonniger Strahl flog über ihr Gesicht und verschönte es. Sie hätte ihn geküßt, wenn sie allein gewesen wären. Sie schien ihn in einem falschen Verdacht gehabt zu haben und war nun freudig bewegt, glücklich, ihn schuldlos zu wissen.

„So komme, wann du willst. Nur komme! Ich sterbe sonst,“ fügte sie leise hinzu.

Fräulein Marianne reichte dem jungen Mädchen die Hand zum Abschied und sagte: „A rivederci (Auf Wiedersehen)!“ Es war vermutlich ihr ganzer italienischer Wortvorrat. Verwundert schaute Peppa zu ihr auf.

Es bestand ein schreiender Gegensatz zwischen den beiden Mädchen, nicht nur in der äußeren Erscheinung, sondern auch in ihrem Wesen. Bei Peppa die durch eine gewisse scheue Aengstlichkeit nur mühsam zurückgehaltene Leidenschaft einer vulkanischen Natur, die im stande war, einer augenblicklichen Regung sich und alles andere zu opfern, und bei der jungen Deutschen die sorgsam herausgebildete Selbstbeherrschung, die vorsichtige Zurückhaltung, die peinlich strenge Erziehung. Dort das rollende Feuer in den Adern und im Auge, hier das kränklich-bleiche, matt pulsierende Blut, dort die robuste Kraft der Gesundheit, die volle Fähigkeit und Lust zum Leben, bei hartem Mangel und Entbehrung, hier das müde Entfalten einer verkümmerten Pflanze, das Siechen inmitten der Fülle und des Ueberflusses. Und doch verstanden sich die beiden Mädchen sofort, wie sie sich ins Auge sahen. Und doch durchschaute von allen Anwesenden niemand die gegenseitige Lage so scharf, so klar, wie diese beiden.

„Die arme junge Dame!“ sagte Peppa mitleidig, als sie wieder mit ihrem Vater allein war.

„Wer?“ fragte dieser erstaunt.

„Die junge Deutsche. Hast du nicht gesehen? Sie ist krank.“

„Ei was. Sie wird schon wieder gesund werden.“

„In dem Alter!“

Und Fräulein Marianne sagte, vielleicht zu derselben Zeit, zu ihrem Vater, der neben ihr in der Droschke saß: „Sie thut mir leid, so leid! Ich könnte weinen.“

„Wer denn?“

„Die junge Neapolitanerin. Sie ist so schön. Ich habe nie etwas Schöneres gesehen. Aber der Mangel, das Elend, das Unglück ihres Vaters und ihrer Familie verbittert sie. Sie verkümmert in der Not. Sie ist zu stolz, um das Unglück ertragen zu können. Ich hätte sie wohl sehen mögen, wie sie noch in ihrer Villa wohnte.“

„So nimm sie doch zu dir.“

„Ich kann ja kein Wort mit ihr reden. Apropos, wirst du mieten, Papa?“

„Ja. Du kannst morgen schon einziehen, wenn du willst.“

„Ich wage es fast nicht.“

„Weshalb denn nicht?“

„Die armen Leute, die ich verdränge —“

„Du bist wohl nicht klug, Marianne. Das ist in der Welt nicht anders. Der eine steht auf, und der andere setzt sich.“

8.

Die alte Zicuzza war ein Original. An der Rampa di San Antonio kannte sie jedes Kind, und obwohl die neapolitanische Straßenjugend sonst wenig Respekt bezeigt und im Gegenteil im Aufspüren kleiner Schwächen und Eigenheiten der Passanten eine wahre Meisterschaft entwickelt — vor der alten Zicuzza hatte sie Respekt, oder vielmehr Furcht. Niemand wagte es mit der alten Frau zu verderben, aus Furcht vor dem bösen Blick. Sie war nach dem allgemeinen Glauben ein Gettatore.*)

Die alten Leute auf der Rampa di San Antonio erzählten, sie sei früher sehr schön und sehr lebhaft gewesen, und es wären ihret-

*) Gettatore (sprich Dschettatore) ist ein mit dem bösen Blick (mal' occhio) Behafteter, der durch das bloße Ansehen seinen Feinden Krankheiten, Geldverlust, Schaden aller Art, Unglück oder gar Tod verursachen kann. Der neapolitanische Aberglaube hat zum Schutz gegen den bösen Blick ein Zeichen mit der Hand erfunden. Man streckt den kleinen und den Zeigefinger gegen den Betreffenden aus, während alle übrigen Finger in der Hand eingezogen werden, wodurch der Zauber machtlos wird. Solche Hände sieht man in Unteritalien aus Holz oder Wachs oder Stein auch oft unter den Hausthüren hängen (um das Haus zu schützen), auch an Barken; viele tragen das Zeichen aus Korallen oder Lava an der Uhrkette oder an einer Schnur um den Hals wie ein Amulett. Wenn man die Neapolitaner deshalb verspottet, so lächeln sie wohl darüber mit, als ob sie über solche Sachen hinaus wären, wagen aber gleichwohl nicht, das Zeichen zu entfernen. Der Aberglaube ist ebenso verbreitet wie unausrottbar.

wegen drei junge Burschen in Duellen mit dem Messer erstochen worden. Aber das war jedenfalls schon sehr lange her, und man sprach davon, wie man etwa von der Entdeckung von Amerika oder sonst etwas längst Vergangenem sprach. Die meisten — wenn nicht alle — kannten die Zicuzza nur als alte Frau. In ihrem Aeußeren hatte sie etwas Zigeunerhaftes, langes, in unordentlichen, schwärzlichgrauen Strähnen um den Kopf hängendes Haar, über das sie lose ein flatterndes, schmutzig-rotes Tuch legte, teils zum Schutz gegen die Sonne, teils um die Haare zu verbergen. Sie trug große, massivgoldene Ohrringe, ihre Gesichtshaut war quittengelb und runzelig, ihre Augen schwarz, ihr Blick hastig und wild. An den Händen, die eigentümlich hager und mit dick hervortretenden, dunkelblauen Adern überzogen waren, hatte sie eine Anzahl dicker, geschmackloser Ringe, wohl meist aus Kupfer oder wertlosen Legierungen. Ihr Anzug war schmutzig und bettelhaft, aber sie wußte durch eine eigentümliche Drapierung und, wenn sie wollte, auch durch einen freien, stolzen Gang doch damit eine malerische Wirkung hervorzubringen. Sie trank gern Wein, Spirituosen oder was ihr gerade in die Finger kam, und war gewöhnlich halb berauscht. Das that ihr aber keinen Eintrag, im Gegenteil waren ihre Wahrsagungen in diesem Zustande besonders wirkungsvoll durch den eigentümlichen zitterigen und näselnden Ton und durch die wirklich schauspielerische Kunst, mit der sie ihre Prophezeiungen umgab.

Augenblicklich stand sie gegenüber der Kirche Santa Maria in Piedigrotta an einer kleinen schmutzigen Weinkneipe. Sie sah, daß der Wirt allein in seinem Laden oder vielmehr in seiner Spelunke war. Schwach, wie halbtot, jammerte sie: „Bei der heiligen Madonna del Carmine, helft mir! Hilfe! Ich habe Schwämme gegessen und mich damit vergiftet.“

„Womit kann ich Euch helfen, Zicuzza?“ fragte der Weinhändler mitleidig, weil sie gar so schrecklich schrie und sich wand und krümmte, als ob sie jeden Augenblick sterben müßte.

„Ein wenig Oel, um Christi willen, gebt mir ein wenig Oel, und wenn es nur ein Fingerhut voll wäre. Misericordia domini, die Schmerzen! Erhaltet mich der armen, leidenden Menschheit, Checco, und gebt mir ein wenig Oel, damit ich mich erbrechen kann. Rasch, rettet mich vom Tode!“

Erschrocken, teils über das Unglück, teils über die fürchterlichen Grimassen, die Zicuzza dabei schnitt, eilte der Mann nach einem oberen Gelaß, wo er, wie Zicuzza wohl wußte, seinen Oelvorrat aufbewahrte, um das Verlangte zu holen. Kaum hatte er sich aber aus dem Schanklokal entfernt, als die Alte flink eine der herumstehenden Halbliterflaschen aus dem großen Weinbottich, der auf der Tafel stand, mit Wein füllte, den sie auf der Stelle und in einem Zuge austrank. Als der Weinhändler zurückkam, stand sie wieder mit der kläglichsten Miene von der Welt da, nahm mit zitternden Händen ein kleines Glas mit Oel in Empfang, an dem sie zwei- oder dreimal leicht nippte.

„Gut, Checco, Gott erlöse Eure Seele,“ sagte sie dann in ihrer sonderbaren beschwörenden Art, „und segne Eure Frau. Seid nur brav und redlich, damit das Fegefeuer Euch nicht verschlingt.“

„Nun, wie geht's Euch nun, Zicuzza?“ fragte der Wirt teilnehmend.

„Wie es einer armen alten Frau eben gehen kann. Nun, der Himmel bessere es. Addio, Checco. Ich will für Euch beten.“

„Addio, Zicuzza, Gott erhalte Euch!“ sagte nun auch der Wirt ahnungslos und sah der alten Frau nach, wie sie über den Platz und dann die Rampa di San Antonio hinaufging.

„Zicuzza, Zicuzza!“ rief es plötzlich hinter ihr her.

Zicuzza drehte sich um, um zu sehen, wer so laut und dringlich rief.

„Agnelillo! Bist du es, mein Junge?“ sagte sie dann stehen bleibend. „Was willst du? Was wünschest du von der alten Zicuzza?“

Agnelillo kam näher. „Ich muß mit dir sprechen, Zicuzza, komm. Ich habe dich etwas zu fragen.“

„Was?“

„Nicht hier. Komm zu dir nach Hause.“

„Hast du Geld?“

„Ja.“

„Wie viel?“

„Wie viel verlangst du, Zicuzza? Du weißt, ich bin arm und habe nicht viel. Mache es gnädig.“

„Das kommt darauf an. Was willst du von mir wissen?“

„Alles, alles muß ich wissen. Es handelt sich um eine Sache von der größten Wichtigkeit.“

„So? Dann wird das eine teure Geschichte. Hast du fünf Lire?“

„Fünf Lire!“ machte Agnelillo ganz erstaunt. „Wo sollte ich wohl fünf Lire her haben?“

„Du hast nichts, mein Junge? Dann geh nur wieder nach Hause, mein Liebling, für nichts ist nichts.“

„Ich habe zwei Lire, Zicuzza, die sollst du haben, wenn du mir alles sagst.“

„Zeig her deine zwei Lire. Wo hast du sie?“

„Hier.“

Zicuzza nahm die zwei Lire und steckte sie in ein ledernes Beutelchen, das sie an einer Kette um den Hals trug.

„So. Nun komm. Du sollst alles wissen, was du zu wissen begehrst.“

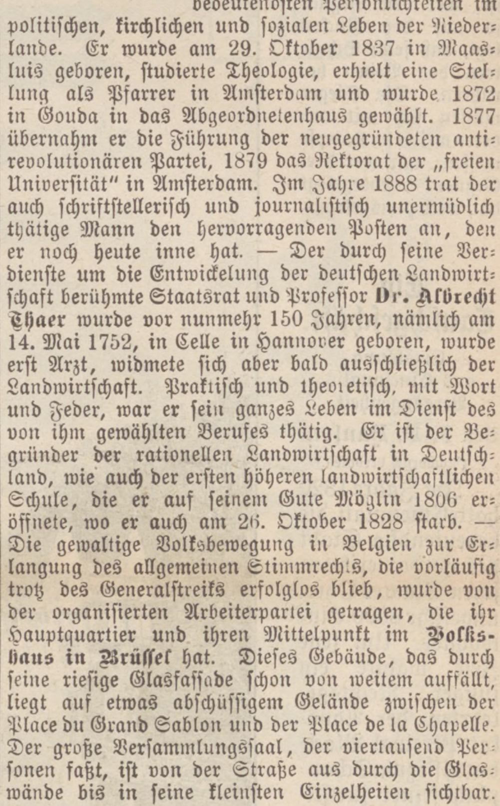
(Fortsetzung folgt.)



Das Volkshaus in Brüssel.

Illustrierte Rundschau.

Eines der größten Unwetter, das die deutsche Reichshauptstadt je heimgesucht, hat dort große Verheerungen und einen auf viele Millionen Mark geschätzten Schaden angerichtet. Nahezu fünf Stunden lang fiel Regen und Hagel in ungeheuren Massen nieder. Sämtliche Teile der Stadt wurden mehr oder minder überflutet, in Tausende von Kellern ergossen sich die Wassermassen, die Bürgersteige wurden unterspült, die Dämme der Ringbahn unterwaschen und stellenweise unterbrochen. In der **Yorkstraße** stand noch mittags das Wasser einen halben Meter hoch, und das Hinterhaus Gerichtstraße 23 wurde zum Einsturz gebracht. — Der niederländische Ministerpräsident **Dr. A. Kuyper**, der kürzlich einige Tage in Berlin und Dresden weilte, ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten im politischen, kirchlichen und sozialen Leben der Niederlande. Er wurde am 29. Oktober 1837 in Maassluis geboren, studierte Theologie, erhielt eine Stellung als Pfarrer in Amsterdam und wurde 1872 in Gouda in das Abgeordnetenhaus gewählt. 1877 übernahm er die Führung der neugegründeten antirevolutionären Partei, 1879 das Rektorat der „freien Universität“ in Amsterdam. Im Jahre 1888 trat der auch schriftstellerisch und journalistisch unermüdlich thätige Mann den hervorragenden Posten an, den er noch heute inne hat. — Der durch seine Verdienste um die Entwickelung der deutschen Landwirtschaft berühmte Staatsrat und Professor **Dr. Albrecht Thaer** wurde vor nunmehr 150 Jahren, nämlich am 14. Mai 1752, in Celle in Hannover geboren, wurde erst Arzt, widmete sich aber bald ausschließlich der Landwirtschaft. Praktisch und theoretisch, mit Wort und Feder, war er sein ganzes Leben im Dienst des von ihm gewählten Berufes thätig. Er ist der Begründer der rationellen Landwirtschaft in Deutschland, wie auch der ersten höheren landwirtschaftlichen Schule, die er auf seinem Gute Möglin 1806 eröffnete, wo er auch am 26. Oktober 1828 starb. — Die gewaltige Volksbewegung in Belgien zur Erlangung des allgemeinen Stimmrechts, die vorläufig trotz des Generalstreiks erfolglos blieb, wurde von der organisierten Arbeiterpartei getragen, die ihr Hauptquartier und ihren Mittelpunkt im **Volkshaus in Brüssel** hat. Dieses Gebäude, das durch seine riesige Glasfassade schon von weitem auffällt, liegt auf etwas abschüssigem Gelände zwischen der Place du Grand Sablon und der Place de la Chapelle. Der große Versammlungssaal, der viertausend Personen faßt, ist von der Straße aus durch die Glaswände bis in seine kleinsten Einzelheiten sichtbar.



Albrecht Thaer.

Schloß Lichtenstein.

(Mit Bild auf Seite 164.)

Das im vorigen Jahr mit so viel Teilnahme aufgenommene Lichtenstein-Festspiel in Honau, das die Handlung von Hauffs berühmtem Roman dramatisiert den Besuchern des Lichtensteins vorführt, wird von Pfingsten an auch in diesem Jahr aufgeführt werden. Schloß Lichtenstein, das auf einem hohen steilen Felsen oberhalb Honaus im Echatzthal liegt, ist einer der schönsten Punkte der Schwäbischen Alb und wird von Stuttgart aus viel besucht. Die jetzige Burg wurde erst in den Jahren 1840 bis 1842 auf Kosten des Grafen Wilhelm von Württemberg erbaut. Der Architekt Heideloff hat ihr einen recht altertümlichen Charakter gegeben unter geschicktester Benutzung des auf der schroffen Felsnadel verfügbaren Raumes. Auch die Einrichtung, die Gemälde- und Waffensammlung wirken altertümlich. Herrlich ist die Aussicht von hier oben in das weite schwäbische Land.

Das Ranglerfest auf der Schmittenhöhe bei Zell am See.

(Mit Bild auf Seite 165.)

Rangler- oder Rankelfeste nennt man in Tirol die Ringfeste, die auf verschiedenen Höhen gefeiert werden. Unter ihnen hat das auf der Schmittenhöhe,

dem bekannten Aussichtsberge bei Zell am See, einen besonderen Ruf. Auf einer Wiese unterhalb der Bergspitze findet es alljährlich am dritten Sonntag des August statt. Seit mehreren Jahren unterstützt es auch der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein durch Aussetzung von Geldpreisen. Früher war der einzige Preis für den Sieger — den Hagmaier — die mit Stolz getragene Rankelfeder, die mit der Spitze nach vorn auf den Hut gesteckt wurde und für jeden, der sich etwa stärker dünkte als der Träger, eine Herausforderung zum Kampfe bedeutete. Gerungen wird in Hemd und Hose, ohne Schuh und Strümpfe innerhalb eines abgesteckten Rings. Die Kampfrichter achten aufs schärfste darauf, daß kein unerlaubter Griff gethan wird. Sieger ist, wer den Gegner so auf den Rücken legt, daß seine Schultern den Boden berühren. Die Sieger müssen sich mit anderen weiter im Kampfe messen; nur wer drei Gegner niedergelegt hat, wird preisgekrönt.

Ein Tauschgeschäft.

Erzählung aus Cincinnatis Vergangenheit.

Von **J. D. Hansen.**

Im Jahre 1820 hatte Cincinnati, die bedeutendste Stadt des nordamerikanischen Staates Ohio, ungefähr 8000 Einwohner. Um jene Zeit wählte ein junger Rechtsgelehrter, der Advokat Percival Blackburn, sie zum Schauplatz seiner juristischen Thätigkeit. Er war erst dreiundzwanzig Jahre alt und noch unverheiratet. So logierte er sich denn nach amerikanischer Weise vorläufig in einem Boardinghause ein. Im Parterre desselben Hauses hatte er auch sein Bureau.

Da er vorläufig nicht viel zu thun hatte, wurde er nebenbei fleißiger Mitarbeiter einer der beiden Zeitungen, die damals in Cincinnati erschienen. Denn so klein der Ort noch war, so hatte er doch schon zwei Zeitungen, die sich gegenseitig grimmig befehdeten.

Percival Blackburn führte seinen ersten Prozeß, den er gewann, für einen Farmer aus der Nachbarschaft. Weil damals das bare Geld noch recht knapp war im gesegneten Ohiolande, wurde ihm die Kostenrechnung in landwirtschaftlichen Produkten bezahlt, womit er auch recht wohl zufrieden war. Für seine erfolgreiche Mühewaltung empfing er: vier geräucherte Schinken, eine Speckseite, vier Säcke Kartoffeln und vierzig Pfund Ahornzucker. Diese nützlichen, für die Speisekammer und den Vorratskeller so brauchbaren Artikel wurde er ohne Schwierigkeit wieder los, indem er sie seinem Hauswirte in Zahlung gab.



Schloß Lichtenstein. (S. 163)
Nach einer Photographie von Dr. E. Mertens & Co. in Berlin.

In der Nähe dieses Farmers, der dem jungen Rechtsanwalt seinen ersten Prozeß übertrug, sechs oder sieben englische Meilen von Cincinnati, wohnte in einem kleinen neuen Blockhause auf einer Lichtung im Walde der junge Farmer Augustin Trellis. Er war erst acht Wochen zuvor dort angelangt mit seinen geringen Habseligkeiten, wozu auch ein braunes Pferd mit einer weißen Blesse gehörte. Ganz einsam lebte er in angestrengter Thätigkeit und hatte noch keine Zeit gefunden, mit den Nachbarn Bekanntschaft zu machen.

Eines Vormittags im Juni erschienen neun berittene und bewaffnete Farmer vor seinem Hause im Walde. Er stand gerade vor der Thür und rauchte seine kurze Pfeife.

„Da ist der schurkische Pferdedieb!“ schrie einer von den Ankömmlingen. „Greift ihn, Freunde! Laßt ihn nicht entwischen!“

„Denke nicht daran, zu entwischen,“ sagte ruhig Trellis im Gefühle seiner Unschuld. „Ihr beleidigt mich grundlos. Wer wagt es, zu behaupten, daß ich ein Pferdedieb sei!“

„Ich, Bob Smith vom Hickorybach, behaupte das! Ihr habt mein Pferd gestohlen!“

„Das ist nicht wahr!“

„Ihr wagt es, noch zu leugnen? Da steht ja mein Pferd!“

Bob Smith deutete auf ein braunes Pferd hin, welches dreißig Schritte abseits graste.

„Das ist nicht Euer Pferd, Sir, sondern mein eigenes, welches ich ehrlich für mein Geld gekauft habe zu Harrisburg in Pennsylvanien.“

„Wann?“

„Vor einem Vierteljahre.“

„Haha! Lüge ist's, was Ihr mit so dreister Stirn vorbringt. Es ist mein Pferd und erst vor etlichen Wochen von der Weide gestohlen. Tom Farkin, ist's nicht so?“

„Ja, so ist's,“ sprach der angeredete Farmer, ein etwas stumpfsinnig aussehender Mann.

„Ihr seid wirklich im Irrtum!“ rief Trellis energisch. „Mag ja sein, daß mein Pferd dem gestohlenen ähnlich ist. So nehmt doch Vernunft an!“

„Flausen!“ sagte Bob Smith. „Kein Irrtum! Ich sollte mein bestes Pferd nicht richtig kennen? Unsinn! Ich nehme das Pferd da als mein rechtmäßiges Eigentum wieder in Besitz. Und was diesen frechen Dieb anbelangt, so meine ich, Freunde, wird's am besten sein, daß wir nach alter Regulatorenweise



Das Ranglerfest auf der Schmittenhöhe bei Zell am See. (S 163)

kurzen Prozeß mit ihm machen, ihn sogleich hier an Ort und Stelle lynchen."

„Dann würdet ihr einen Unschuldigen ermorden!" rief Trellis.

„Wir morden nicht, wir richten. Wer Pferde stiehlt, muß hängen, so ist's Recht im Ohiolande."

„Jetzt ist's doch nicht mehr ganz so im Schwange damit bei uns," sagte abmahnend ein älterer Farmer. „Ja, früher war's so; da konnten wir füglich nicht Hunderte von Meilen weit reisen, um einen Gerichtshof aufzusuchen; deshalb mußten wir also selber richten. Aber seitdem wir die Justiz so nahe bei der Stadt haben, da wird's doch am richtigsten sein, wenn wir den Dieb dem wirklichen Richter überliefern. Lynchjustiz zu üben, wie wir vor zehn Jahren noch thun mußten in solchen Fällen, ist jetzt nicht mehr nötig."

Die Besonneneren unter den Farmern waren derselben verständigen Meinung, und Bob Smith wurde somit überstimmt. Man band mittels eines Stricks dem unglücklichen Trellis die Hände auf den Rücken und führte ihn nach der Ankunft in Cincinnati unter der Anklage des Pferdediebstahls vor den Sheriff, der den heftig protestierenden Angeschuldigten einstweilen ins Gefängnis setzen ließ bis zur genaueren Untersuchung in dieser Angelegenheit.

Zum Verteidiger des angeklagten Augustin Trellis wurde Percival Blackburn bestellt.

Der junge Advokat besuchte also seinen Klienten im Untersuchungsgefängnis, um mit ihm über die Sache zu sprechen. Er verhehlte ihm nicht, daß seine Lage mißlich, ja gefährlich sei. Pferdediebstahl gelte in Ohio als ein Hauptverbrechen und werde härter bestraft als Totschlag.

„Das weiß ich, Sir," rief der unglückliche Trellis. „Ich bin aber unschuldig. Hoffentlich wird das gute Recht siegen!"

„Will mein möglichstes zu Eurem Besten thun," sagte Blackburn, auf den das Wesen des Angeklagten einen sehr günstigen Eindruck machte. „Mißlich ist nur, daß Mr. Smith eine ganze Anzahl unbescholtener und also unverdächtiger Belastungszeugen beizubringen vermag, die sämtlich bereit sind, zu beschwören, daß das braune Pferd mit der Blesse sein Eigentum sei."

„Die Leute irren sich."

„Möglich. Ich persönlich will's sogar gern glauben. Aber der Gerichtshof wird zweifellos durch die Zeugenaussagen zu einem Urteil zu Euren Ungunsten gelangen. Habt Ihr denn nicht wenigstens einen Entlastungszeugen?"

„Ach, leider nicht, Sir! Keinen einzigen! Ich kenne noch niemand so recht in der Gegend hier, bin ja erst seit kurzem in Ohio ansässig."

„Das Pferd habt Ihr also vor einem Vierteljahr in Harrisburg in Pennsylvanien gekauft?"

„Ja, Sir."

„Von wem?"

„Von einem Unbekannten, der aber aussah wie ein ehrlicher Mann. Auch behauptet Smith ja, daß sein Pferd ihm erst vor einigen Wochen gestohlen sei."

„Wenn nur der unbekannte Verkäufer zur Stelle geschafft werden könnte —"

„Leider wird sich das nicht ermöglichen lassen."

„Das ist sehr schlimm."

„Ja, das begreife ich, Sir. Doch glaubt mir's, ich habe wirklich das Pferd gekauft und bezahlt. Mein Paul ist mein rechtmäßiges Eigentum."

„Euer Pferd heißt Paul?"

„Ja, Sir."

„Das wird vielleicht von Wichtigkeit sein. Uebermorgen ist die Gerichtssitzung. Hoffen wir das Beste!"

Nach einigem weiteren Hin- und Herreden verließ Percival Blackburn seinen Klienten. Er war auf einen pfiffigen Einfall geraten, erkundigte sich nach der Wohnung des Farmers Smith und machte sich sofort zu diesem auf den Weg.

Er traf den Farmer an, bei welchem sich gerade dessen Freund, Nachbar und Hauptzeuge Tom Farkin aufhielt.

„Guten Tag, Mr. Smith!" sagte er. „Ich bin der Advokat Blackburn."

„Was verschafft mir die Ehre?"

„Bin der Verteidiger des Trellis. Möchte das von ihm angeblich gestohlene braune Pferd mit der Blesse sehen."

„Das Vergnügen könnt Ihr genießen, Sir. Dort drüben grast es auf der Wiese. Ich will das Tier zu Eurer Bequemlichkeit hierher kommen lassen."

Smith wandte sich an seinen Sohn, einen vierzehnjährigen Jungen. „Phil, lauf hin und hole Peter her!"

Er selbst, Tom Farkin und der Advokat stellten sich ans Fenster.

„Das Pferd heißt also Peter?" sagte Blackburn.

„Ja, Sir."

„Ein netter Pferdename! Habt Ihr ihm denselben beigelegt?"

„Nein, mein Freund Farkin, von dem ich das Pferd kaufte."

„Also ist es immer Peter genannt worden?"

„Jawohl, Sir."

Ueber des jungen Advokaten Antlitz glitt ein Lächeln der Befriedigung. Die Auskunft, welche er so unauffällig erlangt hatte, war ihm ganz nach Wunsch.

Phil brachte das Pferd vors Fenster.

„Nun, Sir, gefällt's Euch?" fragte der Farmer.

„Wahrhaftig, es ist ein schönes Tier!" rief Blackburn.

„Und wertvoll! Unter Brüdern ist's hundertundzwanzig Dollars wert."

„Und Ihr seid fest davon überzeugt, daß es wirklich Euer Eigentum ist?"

„Ja, Sir, davon bin ich überzeugt. Und zwanzig rechtschaffene Männer können's bestätigen. Mein Hauptzeuge aber ist Mr. Farkin hier, von dem ich das Pferd kaufte."

„Ich danke für die Auskunft."

„Keine Ursache, Sir."

„Uebermorgen ist die Gerichtsverhandlung in dieser Sache."

„Ich weiß es, Sir." —

Der junge Advokat kehrte nach Cincinnati zurück und begab sich nach dem Bureau des Richters Smallridge.

„Sir," sagte er, „ich beantrage im Interesse meines Klienten Trellis die Vorladung eines Entlastungszeugen zur Hauptverhandlung."

„Ei, ich meinte, er hätte keinen beizubringen," versetzte der Richter.

„Ich habe doch einen ausfindig gemacht."

„Wer ist's denn?"

„Es ist das streitige braune Pferd mit der Blesse."

„O," meinte Mr. Smallridge, „ich habe durchaus nichts gegen die Vorladung des Pferdes einzuwenden. Nur begreife ich nicht, wie das Tier sollte zu einer wahrheitsgetreuen Aussage veranlaßt werden können."

„Das wird meine Sache sein."

„Gut denn, dem Farmer Smith soll's anbefohlen werden, den braunen Gaul mit zur Gerichtsverhandlung zu bringen."

— — — — — — — — — — —

Der Tag der Gerichtssitzung war gekommen. Es stand nur diese eine Sache zur Verhandlung. Da die Angelegenheit einiges Interesse beim Publikum erregt hatte, befanden sich viele neugierige Leute im Gerichtssaal.

Der Richter, die Beisitzer, die Geschworenen hatten ihre Plätze eingenommen. Die Zeugen waren erschienen.

Der Angeklagte Augustin Trellis wurde vorgeführt. Zugleich trat, ihm ermutigend zulächelnd, der Verteidiger Percival Blackburn ein.

Alle Zeugen sagten entschieden zu Ungunsten des Angeklagten aus. Derselbe habe zweifellos das braune Pferd mit der Blesse gestohlen, welches, wie ihnen allen genau bekannt, dem Farmer Smith gehöre.

Dann erhielt der Verteidiger das Wort. In gewandter Rede führte er aus, daß es verhängnisvolle Aehnlichkeiten und wunderbare Naturspiele gebe, nicht nur Zwillingsmenschen, auch Zwillingspferde, die sich so gleich seien wie ein Ei dem anderen.

„Mein Klient," fuhr er fort, „hat nur einen Entlastungszeugen, das fragliche Pferd nämlich. Ich habe also das Pferd vorladen lassen. Es ist draußen angebunden. Ich beantrage, der hohe Gerichtshof, der Angeklagte, die Zeugen und sämtliche Anwesende mögen sich ins Freie hinaus begeben, denn dort muß füglich die Verhandlung fortgesetzt werden. Das Pferd soll nunmehr Zeugnis ablegen und die Wahrheit an den Tag bringen."

Diese seltsamen Worte des Verteidigers erregten große Verwunderung.

Richter Smallridge rief: „Dem Antrage des Herrn Verteidigers wird stattgegeben. Verfügen wir uns also ins Freie!"

Alle verließen den Saal und gingen hinaus auf den Platz vor dem Gerichtsgebäude, wo das braune Pferd mit der Blesse an einen Pfosten gebunden war.

Blackburn begann: „Die ehrenwerten Herren Smith und Farkin behaupten, daß dies Pferd Peter heiße. Zweifellos sind sie in diesem guten Glauben."

„Das ist ganz richtig!" riefen die beiden Farmer im Tone innigster Ueberzeugung.

„Mein Klient behauptet aber ebenso bestimmt, daß dies Pferd Paul heiße. Prüfen wir denn nun, auf wessen Seite das gute Recht ist. Gehe irgend einer hin und binde das Pferd los! Es ist ein ruhiges Tier und wird nicht weglaufen."

Es geschah nach seinem Wunsch. Das Pferd wurde losgebunden.

„Nun, Sir," sagte der junge Advokat zu Smith, „habt die Güte und ruft das Pferd!"

„Das will ich, Sir," versetzte Smith, indem er einen Strohhalm vom Erdboden aufraffte. Darauf rief er schmeichelnd: „Komm, Peter! Komm her! Ei, so komm doch, Peter! Komm, komm, komm!"

Aber der Braune rührte sich nicht vom Flecke. Nichts in der Welt schien ihm gleichgültiger zu sein als das Rufen Bob Smiths.

„Das ist merkwürdig!" murmelte dieser bestürzt. „Das Tier ist doch nicht taub."

„Es scheint eben, das Tier heißt nicht Peter," sagte Blackburn spöttisch. Und er wandte sich an Farkin: „Nun, Sir, bitte, versucht Ihr's einmal! Von Euch hat ja Mr. Smith das Tier gekauft, und Ihr selbst habt ihm den Namen Peter gegeben."

Tom Farkin rief alsbald: „Komm, Peter! Komm her! Nun, so komm doch, Peter! Komm!"

Der Braune kümmerte sich nicht um die Lockrufe.

„Ei, du verwünschter Racker!" schrie zornig Farkin. „Willst du wohl gehorchen! Komm, Peter! Komm!"

Es war vergebliche Mühe.

„Ganz unmöglich ist's nach meiner Ansicht, daß dieses Pferd Peter heißen kann," meinte Blackburn.

Das Publikum schien, nach seinem Gemurmel zu urteilen, durchweg derselben Meinung zu sein.

„Nun möge also mein Klient einmal den Versuch machen!"

Trellis nahm ein Strohhälmchen vom Erdboden auf und rief: „Komm, Paul! Komm her, mein gutes Tier! Komm, Paul! Komm!"

Der Braune mit der Blesse spitzte die Ohren und wieherte freudig. Gehorsam trappelte er zu dem Rufenden hin und schnappte nach dem Strohhälmchen in dessen Hand.

„Hurra!" rief das Publikum. „Paul heißt das Pferd und nicht Peter — das ist sonnenklar!"

Im höchsten Grade verdutzt und bestürzt waren Bob Smith und Tom Farkin, sowie auch die anderen Zeugen.

„Nun," sprach triumphierend der junge Advokat, „ich denke, der Beweis ist geliefert, daß dies Pferd nicht Peter, sondern Paul heißt, daß es also nicht dem Mr. Smith, sondern dem Mr. Trellis rechtmäßig gehört. Ganz gewiß ist Paul nicht identisch mit dem gestohlenen Peter, die Schuldlosigkeit meines Klienten ist erwiesen."

„Bin ganz derselben Meinung, Sir," sagte kopfnickend Richter Smallridge. „Paul kann unmöglich der gestohlene Peter sein. Unter solchen Umständen wird die Anklage hinfällig. Ich verfüge die sofortige Freilassung des Mr. Augustin Trellis. Das Pferd mag er mitnehmen; es gehört ihm. Die Gegenpartei verurteile ich zur Zahlung der Kosten. Hat irgend einer von den Herren Geschworenen oder sonst jemand etwas dagegen einzuwenden?"

Niemand hatte Einwendungen zu erheben, auch selbst Bob Smith nicht, denn er sah es jetzt ein, daß er in einem Irrtume befangen gewesen sei, und bat Trellis um Verzeihung.

Letzterer wurde von vielen braven Leuten beglückwünscht. Er selbst dankte herzlich seinem Verteidiger; die Menge brachte dem pfiffigen Advokaten ein begeistertes Hoch. Und mehr als einer von ihnen dachte im stillen: „Dieser Blackburn ist ein ausgezeichneter Schlaukopf! Gerate ich jemals in Prozeßhändel, so nehme ich niemand anders als ihn zum Rechtsbeistand."

In der That war der geschilderte Vorfall dem jungen Advokaten sehr nützlich. Er wurde mit der Zeit der beschäftigtste Rechtsanwalt in der allmählich immer mehr aufblühenden Ohiostadt Cincinnati.

— — — — — — — — — —

Augustin Trellis wollte es natürlich nicht bei dem mündlichen Dank bewenden lassen, sondern dachte an eine solidere Belohnung. Am Tage nach der Gerichtsverhandlung besuchte er seinen geschickten Verteidiger.

„Sir," sagte er, „das bare Geld ist bei mir recht knapp. Als Zeichen meiner Dankbarkeit will ich Euch einen kupfernen Destillierkolben geben, den Ihr hier in der Stadt für dreißig Dollars leicht an den Mann bringen werdet. Ich selbst habe draußen im Walde dazu keine rechte Gelegenheit."

„Wie seid Ihr denn in den Besitz dieses Destillierkolbens gelangt?" fragte Blackburn.

„O, ich habe das Ding einmal für eine Schuld annehmen müssen, Sir."

„Ich muß gestehen, einige gut geräucherte Schinken würden mir lieber sein, denn dafür hätte ich bessere Verwendung."

„Schinken habe ich leider nicht."

„Wie sollte ich den Destillierkolben los werden können?"

„Nun, Sir, wenn Ihr ihn in einer Zeitung zum Verkaufe ausbieten würdet —"

„Ja, das ließe sich allerdings machen. Eine hiesige Zeitung, deren gelegentlicher Mitarbeiter ich bin, ist mir so wie so Geld schuldig für gelieferte Artikel; da kann ich in Gegenrechnung inserieren. Bringt mir also immerhin das kupferne Ding!"

Das geschah. Der Advokat gelangte in den Besitz des Destillierkolbens, der noch ziemlich neu war, und bot ihn in der Zeitung zum Verkaufe aus.

Schon nach zwei Tagen meldete sich bei ihm ein kleiner dicker Mann mit sehr rotem Gesicht. Es war der Branntweinbrenner Nathanael Gregory.

„Ich könnte vielleicht den Destillierkolben brauchen," sagte er. „Darf ich das Ding mal sehen?"

„Mit Vergnügen, Sir," versetzte Blackburn.

Sorgsam und sachverständig untersuchte Gregory das kupferne Gerät und erklärte danach zufrieden, daß für seinen Zweck, nämlich zum Whiskybrennen, der Destillierkolben recht gut geeignet sei.

„Was ist der genaueste Preis?"

„Dreißig Dollars."

„Bar?"

„Das versteht sich."

„Hm, Sir, das bare Geld ist bei mir augenblicklich ein bißchen knapp. Würdet Ihr vielleicht zu einem kleinen Tauschhandel bereit sein?"

„Recht gern. Was habt Ihr mir denn zum Tausche anzubieten?"

„Ein Grundstück."

„Wo liegt es?"

„Eine kleine Meile nördlich von der Stadt."

„Wie groß ist es?"

„Reichlich dreißig Acker."

„Das ist aber erstaunlich billig! Dreißig Acker Land wollt Ihr für dreißig Dollars weggeben?"

„Nun, Sir, die Wahrheit zu sagen, das Grundstück ist ein wenig feucht — ja, sogar ein bißchen naß; aber wenn es später einmal entwässert oder aufgefüllt und planiert würde —"

„Das würde wohl viel Geld kosten. Wächst da überhaupt etwas?"

„Ein bißchen Gras wächst da, ja gewiß."

„Na, den mir lästigen Destillierkolben will ich gern los sein; auch möchte ich wohl Grundbesitzer werden, was ich bisher noch niemals gewesen bin," sagte Blackburn nach einigem Sinnen. „Zuerst aber muß ich das Grundstück einmal besehen. Ihr könntet mich ja heute abend hinführen."

„Well, Sir."

Beruhigt entfernte sich der dicke Branntweinbrenner, und abends um die vereinbarte Zeit kam er wieder und holte den Advokaten ab.

Es war prachtvolles und warmes Wetter. Nachdem die beiden die Stadt verlassen hatten, gelangten sie nach einer Wanderung von etwa zwanzig Minuten auf wüstes, unfruchtbares Land und dann endlich bei Gregorys Grundstück an.

„Da ist es," sagte der Branntweinbrenner und deutete auf einen spärlich mit Gras, dafür aber um so reichlicher mit Unkraut, Gestrüpp und Schilf bewachsenen, höchst traurig aussehenden Sumpf.

„Wie, dieser schreckliche Morast ist's?" rief der Advokat.

„Nun, sumpfig ist's ja. Doch wenn einmal eine gründliche Austrocknung stattfindet, so kann es hier mit der Zeit recht hübsch werden."

„Vielleicht hat der Mann recht," dachte im stillen Blackburn. „Jetzt ist das Grundstück freilich wertlos. Aber später — wer weiß! Ich glaube an das schnelle Aufblühen Cincinnatis."

Laut fragte er: „Wem gehört denn das andere wüste Land hier herum?"

„An verschiedene Leute habe ich nach und nach Parzellen davon verkauft," antwortete der Branntweinbrenner. „Dies sumpfige Grundstück aber wollte niemand haben."

Beide begaben sich nach der Stadt zurück. Gregory empfing den kupfernen Destillierkolben, Blackburn dafür die amtlich auf seinen Namen übertragene Besitzurkunde über das Sumpfgrundstück.

— — — — — — — — — —

Percival Blackburn vermählte sich bereits im nächsten Jahre. Immer mehr gelangte er zu Ansehen und Wohlstand in dem gewaltig aufblühenden Cincinnati und zuletzt durch das Sumpfgrundstück, welches er trocknen ließ, zu großem Reichtum.

In dreißig Jahren, von 1820 bis 1850, stieg die Einwohnerzahl Cincinnatis von 8000 auf 120,000 Die Stadt dehnte sich rasch nach allen Richtungen aus, der Wert von Grund und Boden stieg ungeheuer. Blackburn verkaufte den trockengelegten Sumpf für anderthalb Millionen Dollars. Darauf erhebt sich jetzt ein ganzer Stadtteil. Nathanael Gregory brauchte sich aber nicht darüber zu ärgern, denn er hat es nicht erlebt. Der übermäßige Genuß des selbstgebrannten Whiskys brachte ihn schon frühzeitig unter die Erde.

Noch heute aber erzählt man in Cincinnati die Pferdegeschichte von dem pfiffigen Advokaten Blackburn, der durch seinen merkwürdigen Kriminal- und Pferdeprozeß in den Besitz eines kupfernen Destillierkolbens gelangte, wofür er einen Sumpf eintauschte, der im Laufe von drei Jahrzehnten anderthalb Millionen Dollars wert wurde.

Mannigfaltiges

Ein Möbelprozeß. — Vor seiner Badereise nach Teplitz beauftragte Friedrich der Große den Berliner Tischlermeister Kohlmann, ihm für ein Wohnzimmer des Schlosses ein neues Meublement aus Mahagoniholz anzufertigen. Bei seiner Rückkehr aus dem Bade fand der König die Möbel zwar sehr geschmackvoll, den berechneten Preis dafür jedoch viel zu hoch.

„Das zahle ich nicht," sagte er in energischem Tone zu dem Tischlermeister, der gekommen war, um den Betrag der Rechnung in Empfang zu nehmen. Wiederholt versicherte aber der Meister, den König nicht überteuert zu haben.

„Werde ein Exempel statuieren," entgegnete der König, „keinen Pfennig bekommt Er, wenn Er die Rechnung nicht heruntersetzt."

Gekränkt verließ der Tischler das Schloß. Als bald darauf eine von ihm an den König selbst gerichtete Mahnung erfolglos blieb, wandte er sich mit einer Klage an das von Friedrich begründete Kammergericht. Dies geriet bei Beurteilung des vorliegenden Falles in nicht geringe Verlegenheit, da keiner der Richter den Wert der Tischlerarbeit abzuschätzen vermochte. Endlich kam man auf den Ausweg, einen Taxator für Tischlerarbeiten gerichtlich zu vereidigen und dann von diesem Sachverständigen das Meublement abschätzen zu lassen. Der Spruch des Taxators aber lautete: „Der Tischler Kohlmann hat keinen Pfennig zu viel berechnet, für Sofa und Polsterstühle ist der Preis sogar recht niedrig." Demgemäß entschied das Kammergericht, nämlich daß der König den Prozeß verloren und dem Tischler den verlangten Betrag zu leisten habe.

Der König ließ nun den Meister rufen und sagte: „Er hat mich ja schön blamiert. Macht Er das mit allen Seinen Kunden so?"

„Wenn sie nicht bezahlen wollen wie Eure Majestät — ja."

„Da werde ich mich wohl hüten, bei Ihm wieder einmal was zu bestellen," entgegnete der König.

Meister Kohlmann nahm die Worte ernst. „Ist schon besser so," sagte er, „dann komme ich wenigstens

nicht wieder in die Lage, mein Geld herausklagen zu müssen."

Lachend gab darauf Friedrich dem Meister die Hand und sagte: „Sei Er ohne Sorge, Er bleibt mein Hoflieferant. Lasse mir auch nichts abhandeln. Was dem einen recht ist, das ist dem anderen billig. Adieu!" [J. W.]

Die Mordlust der Ameisen. — Die Ameisen, diese gleichberühmten Kampf- und Kunstgenossen der Bienen, sind die streitbarsten Geschöpfe der Insektenwelt. Sie organisieren Angriffskriege und Raubzüge, veranstalten förmliche Sklavenjagden, nehmen Ueberfälle und Plünderungen vor und üben grausamsten Mord an Schuld- und Wehrlosen.

Für die kleine harmlose Tierwelt bedeutet eine Ameisenkolonie ringsum Schrecken und Verderben. Wer diesen Barbarismus des Ameisenvolkes noch nicht kennt, der hebe ein Nest der gewöhnlichen Wiesenameise gründlich aus, verbringe die ganze krabbelnde Gesellschaft in einen dicht schließenden Sack und schütte dann den ganzen Inhalt auf eine frischgemähte Wiese hin. Sofort, nachdem die Ameisen von dem neuen Territorium Besitz genommen haben, entsteht unter den bisherigen kleinen Bewohnern desselben eine allgemeine Panik. Alle Grillen entfliehen im Nu, indem sie ihre Erdlöcher preisgeben. Die Heuschrecken, die Zirpen, die Erdflöhe suchen sich nach allen Seiten zu retten; die Spinnen und Käfer verlassen ihre Beute, um nicht selbst zu einer solchen zu werden; die ungeschickteren Tiere, oder solche, welche eben erst ausschlüpfen, werden von den ausschwärmenden Ameisen aufgespürt, hingemordet und zerrissen. Der Entomologe Forel brachte einen Trupp Wiesenameisen mit einem Wespenneste zusammen, welches in die Erde hineingebaut war. Die Ameisen blockierten sofort die Oeffnung des Nestes und jagten die zahlreichen Insassen heraus, allerdings nicht ohne bei diesem Kampfe viele ihrer eigenen Genossen zu verlieren. Wenn die Maikäfer im Frühling sich anschicken, aus der Erde zu kriechen, sieht man häufig, wie die Wiesenameise in das kleine Loch, welches noch nicht groß genug ist, um den Maikäfer passieren zu lassen, eindringt und den nichts Böses Ahnenden hinmordet. Die Raupen, die Regenwürmer, die Larven jeder Art und Größe werden in gleicher Weise die Beute verschiedenartiger Ameisen. Sogar die geflügelten Insekten sind vor diesen schlimmen Mördern nicht sicher. Schmetterlinge, Fliegen, selbst Schnecken, welche durch irgend einen Anlaß in den Rasen herabfallen und nicht sofort wieder aufkommen, werden von den in der Nähe lauernden Ameisen getötet. Sogar an die zarte Brut junger Vögel, welche auf dem Boden oder in niederem Gebüsche nisten, wagt sich das Räubervolk heran und martert die hilflosen Wesen langsam zu Tode.

Noch gefährlicher und gefürchteter als unsere einheimischen Ameisenarten sind diejenigen der tropischen Gegenden. Wenn die westafrikanische Jagd- oder Treiberameise in ein Haus einzieht, dann verlassen die Neger sofort die Wohnung, weil sie wissen, daß gegen diese Einquartierung aller Widerstand umsonst ist. Alles Ungeziefer, welches im Hause verborgen ist, wie Ratten, Mäuse, Schwaben, Spinnen und Wanzen, sogar Schlangen und Eidechsen, macht sich aus dem Staube vor diesem gefürchteten Räuber und Mörder. [C. T.]

Humoristisches.



Zweideutiges Kompliment.

Fräulein: Wie finden Sie mein Französisch?
Geborener Franzose: Wunderbar — in meinem ganzen Leben habe ich noch nie etwas Aehnliches gehört.

Boshaft.

Kindermädchen: Der Junge wird aber in letzter Zeit so schwer . . .
Madame (die das Kindermädchen mit zwei Soldaten hat ankommen sehen): So; deshalb fahren Sie den Kinderwagen jetzt auch wohl zweispännig?

Napoleon und Gros. — Nach der Schlacht von Wagram hielt Napoleon Revue über die in der Schlacht erbeuteten Kanonen. Da bemerkte er, daß in kühnen Strichen auf einem Munitionswagen ein Bild der Schlacht dargestellt war. „Wer hat dies gemalt?" fragte er hastig. Aber erst als er seine Frage wiederholte, trat ein Sergeant hervor und bemerkte, daß er der Urheber des Bildes sei. „Hast du die Malerei erlernt?"

„Ich war der vierte unter den Bewerbern um den großen Preis."

„Dein Name?"

„Gros."

„Man gebe ihm seinen Abschied," sagte der Kaiser, „Frankreich muß ebensogut Künstler, wie Soldaten haben."

Und mit kaiserlicher Unterstützung ging Antoine Jean Gros (1771—1835) nach Paris zurück, wo er bald einer der ersten französischen Schlachtenmaler wurde. [Dr. W.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 22.

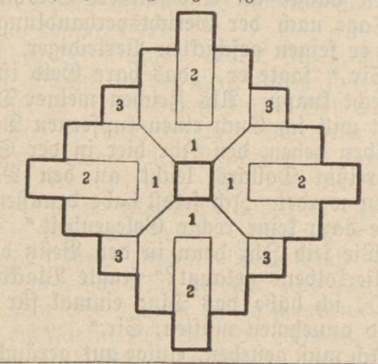
Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 20:
Das Glück ist ein Gast von wenig Rast.

Homonym.

Entsteht in der Versammlung Lärm, sofort
Kommt's dann gewöhnlich zu dem Rätselwort.
Du brauchst's für alle Rätsel ebenso,
Und hast du schließlich es, so bist du froh.

Auflösung folgt in Nr. 22.

Auflösung der Zerleg-Aufgabe in Nr. 20:



Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.